

Jugend

MÜNCHEN / 1938 / NR. 6
STADT DER DEUTSCHEN KUNST

Preis 40 Pfennig



SEPP
FRANK
MÜNCHEN

Märzmorgen

Sepp Frank (München)



Bauer

Aus unserem

Skizzenbuch

Teint

Ja ja, Fremdworte sind Glückssache! Das zeigt ein Ausspruch, der von dem führen, aber bereits wohl gelungenen Versuch eines Faschingsballes kurz nach Neujahr herrührt. Eine Schöne, der dort von einem hübschen Jüngling der Hof gemacht wurde, mußte das Kompliment über sich ergehen lassen: „Was haben Sie für einen prachtvollen Teint!“ —

„Kein Wunder. Ich wohne ja auch in der T e n g s t r a ß e, gab sie schlagfertig zur Antwort. Ebenso schnell fragte der junge Kitter zurück: „Nummer?“ — „Fünfund-

zwanzig“, erwiderte die Überraschte, „drei Treppen links. Aber wagen Sie es ja nicht, dorthin zu kommen, junger Mann! Besonders nicht am Mittwoch Abend zwischen sechs und sieben, wenn ich allein zu Hause bin!“

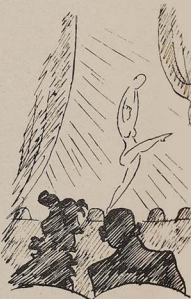
Benebelter Fasching

Die Heiterkeit des Faschings wird heutzutage im allgemeinen beim Tanzen errungen. Früher trug der Alkohol wesentlich mehr dazu bei als heute. Am N i e r m i t t w o c h gab es keinen, der nicht einen gehörigen Kater hatte und selbst die Schullehrer waren von dieser Erscheinung in keiner Weise ausgenommen. So ging es auch unserem alten Geschichtsprofessor Lachner, den wir im übrigen gut leiden konnten, da er ein ganz gemütliches Gaus war. Als der Fasching zu Ende gegangen war, bestieg Lachner einst mit ziemlich gerötetem Gesicht und etwas schwanfend seinen Sitz. Er schneuzte und räusperte, brummte Unverständliches und ließ unter veräppeltem Aufhören der Klasse einen Schüler den Dreißigjährigen Krieg aufzählen. Allmählich aber gewannen die alkoholischen Geister des Faschings wieder Gewalt über ihn, und sanft entschlief er. Das unterdrückte Lachen der Klasse und die eigene Heiterkeit ließ den Schüler schließlich verschunmen. Dies brachte Lachner wieder zu sich; er hob plötzlich den Kopf, schlug mit der Hand auf den Tisch und rief mit tiefem Bass: „Zahlen!“

Der „Stotterer“

Herr Wurmdobler hatte zwei Ermüdungskarten erhalten und entschloß sich daher, seine Gattin ins Theater zu führen. Man gab „Madame Dubarry“. In der Pause fragte er seine Frau: „Du sag amal, wer war denn eigentlich die Madame Dubarry?“ „Ja, i kann 's dir auch net so

genau sag'n“, erwiderte seine Frau. Nach einer Weile meinte er: „Geh, frag doch amal den Herrn der neben dir sitzt, vielleicht weiß der.“ Da wandte sich Frau



Wurmdobler höflich an ihren Nebenmann: „Entschuldigen Sie bitte, können Sie mir vielleicht sag'n, wer die Madame Dubarry war.“

„Das war so eine Kokoko-Kokotte“, gab der Mann freundlich zur Antwort.

Frau Wurmdobler nickte dankend und schaute mit eisigem Schweigen geradeaus. „No, was hat denn der Herr g'sagt“, fragte dann er wieder. Darauf flüsterte sie ganz leise: „I hab 's sei net versteh'n koma, weißt, i glaub, daß der Herr stottert!“

Die Jugend

Zeichnungen von Max





Demaskierung

Scheibe

So wie es in die Stimmung paßt — —

Ich bin kein Alkoholiker
Und auch kein Temperenzler.
Ich mag nicht Melancholiker
Und mag auch nicht die Tänzer.

In junger Runde festen Trunk
Und mäßig bei den Alten.
Bei frischen Mädchen lustig jung,
Bei Damen fein verhalten.

So wie es in die Stimmung paßt,
Sollst du die Geige spielen,
Dann bist du stets ein lieber Gast
Und der Mann unter vielen.

Ernst Sachsse



Hochtal

Albert Rohde

CHEMIE UND KUNST

W er der Ansicht ist, daß für den Kunstbegeisterten Chemiker höchstens die Kochkunst in Frage komme, den wird Dr. Albert Rohde eines besseren belehren. Ein Menschenalter hindurch hat er in den Laboratorien von Deyer in Leverkusen gearbeitet, in dem Riesenwerk der I. G. Farben-Industrie. Vieles, womit wir uns farbig und gesund machen, ist zuerst in seinen Retorten und Reagenzgläsern entstanden. Aber nicht genug damit; Dr. Rohde ist ein Universalgenie. Er spielt jedes Instrument und leitete viele Jahre hindurch das Werkforsche in Leverkusen. Außerdem ist er Zauberünstler und Baustler, und sammelt die ausgefallensten Dinge.

Endlich hat er sich auch mit der Malerei beschäftigt. Zunächst machte es ihm Spaß, nach kleinen Wiedergaben alte Meister in Öl zu kopieren. Lediglich um zu sehen, wie das wohl ginge. Als er darin keine weiteren Schwierigkeiten erblickte, ging er zu einer eigenen Temperatechnik über, indem

er gewöhnliche Wasserfarben mit Bleiweißpulver mischte. Ein besonderer Anlaß dazu bot sich während des Weltkrieges, als er sich durch giftige Dämpfe seine Lunge verdorben hatte und zur gründlichen Erholung in die Berge geschickt werden mußte. Dabei wurde er zum leidenschaftlichen Alpinisten. Nun ging er jedes Jahr von seiner Chemiestadt, mit ihrem ungeheuren Rohrnetz, ihren Destillieranlagen und Schornsteinen, in die reine Luft der Berge. Vor den gewagtesten Aufstiegen scheute er nicht zurück.

Dr. Rohde kennt die höchsten Punkte Europas; die Montblanc-Gruppe, die Bündnerberge, die Dolomiten, das Karwendel und endlich die bayerischen Berge sind ihm vertraut. Tage- und wochenlang stieg er durch das Gestein, mit den offenen Augen des Naturforschers. Dabei entstand eine Aquarell- und Temperafolge nach der andern. Farbtafeln und Fotoapparat begleiteten ihn, und wenn eine Naturstudie

nicht an Ort und Stelle zu beenden war, was jedoch meistens gelang, wurde eine Aufnahme gemacht, und das Bild an Sand dieses Protokolls beendet.

Oft begleitete ihn bei diesen Aufstiegen sein Sohn Lothar, heute ein erfolgreicher Physiker, der in wenigen Jahren zu München ein weltbekanntes Labor aus dem Boden stampfte. Aber es ist nicht so einfach, dem Vater Rohde bei diesen Aufstiegen zu folgen. Manchem ist dabei schon die Puste ausgegangen. Auch heute noch kann man ihn öfter an der Spitze einer Anzahl junger Leute beobachten, die noch schmunzelnd zum Gipfel streben, während der 64jährige bereits friedlich oben sitzt und malt. Gegenwärtig hat er die Chemie an den Nagel gehängt und wohnt in München, um seine geliebten Berge in größerer Nähe zu haben. Und in seinen Schränken häufen sich die farbigen Blätter, aus denen mit seltener Klarheit und frische die Natur der Berge spricht.

Das verpagte Stellbichein

Von Wisheu-Martens

Ein bildsauberes Mädel ist sie schon, dem Herrn Förster seine Älteste, die Traudl; aber das Institut ist ihr halt nicht recht bekommen. Der Meinung ist auch der Herr Förster selber. „Grad als wemms mas vertauscht hätten“, brummt er manchmal vor sich hin und der alte Jagerbartl stimmt ihm zu: „Is früher so a natürlis Deandl gwen, unfer Traudl, und jagt hams glückli a hoffartige Docta aus ihr gmacht.“ Auf den Tanzboden hätten sie keine zehn Köpfer bringen können und ihre Kameradinnen von früher tat sie kurz und schnippisch ab, wenn sie mit ihr plauschen wollten; das Mannsvoll gar überfah sie vollends.

Nur einer schien Gnade vor ihren schönen Augen gefunden zu haben, der neue Hilfslehrer, der Herr Romanus Jüzl. Er schrieb ihr inniginnige Brieflein und aus diesen Klang gar lieblich das sanfte Tönen seiner himmelblauen Seele. Voll elfenarter Poesie in Schrift und Wort war Jüzl. Zingerrissen lauschte Traudl seinen Worten auf ihren heimlichen Spaziergängen im Walde. Eines Tages erschien sie in Begleitung ihres kleinen Bruders, des Wiggerl, der den erstaunten Lehrer mit freudlichem Grinsen begrüßte. Romanus Jüzl erwiderte den Gruß ohne die gleiche Freude zu zeigen. Seine düstere Miene verhehlte keineswegs, daß ihm Wiggerl höchst unwillkommen sei. Traudl flüsterte ihm entschuldigend zu: „Ich hab den Wiggerl mitnehmen müssen sonst hätt ich überhaupt nicht kommen können.“ Romanus nickte ihr schmerzlich bewegt zu; dann schritten die drei einsilbig durch den Wald. Ein Seufzer entrang sich Traudls Brust: Wiggerl mißdeutete ihn und meinte: „Gättst net so vui Knödln g'essen!“ Die Schwester wandte sich empört ab und ihre Augen suchten Trost bei Jüzl, der den ungebetenen Begleiter mit Kopfschütteln der Strenge maß.

Wiggerl fand dieses Schweigen im Walde äußerst langweilig und sprang voraus. Doch ehe die Liebenden noch mehr als ein paar seelenvolle Blicke tauschen konnten, machte er kehrt und rief: Du Traudl, i muas amal!“ Des Försters Tochterlein schloß entsetzt die Augen und stand wie angewurzelt. „Först net, Traudl, i muas!“ wiederholte lauter und eindringlicher der Wiggerl. Romanus starrte wipfelwärts. Dan aber nahm er, dem Ähnliches von der Schule her nicht ganz fremd war, den

Kleinen bei der Hand und führte ihn seitwärts in die Büsche. Traudl starrte ihnen nach und seufzte abgrundtief. Nach einer längeren Pause tauchte Wiggerl wieder

auf, deutete auf den, ihm gemessenen Schrittes folgenden Pädagogen und fragte fröhlich: „Du Traudl, er hat sei aa miassn!“ — So endete eine Liebe!

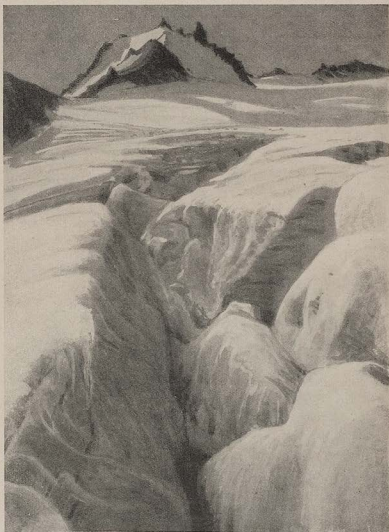
Trogen und Wagen

Von Ernst Theo Kohnert

Ewige Jugend gebiert den Tag.
Augst die Hände,
daß seine Wende
leuchtendes Tageswerk finden mag!

Göttliche Kräfte durchziehen das Sein.
Stimmen und Sterne,
scheinbar nur ferne,
stehn über euch. Ihr seid nicht allein!

Wolken weichen und geben hin.
Berggipfel ragen
Berggipfel ragen!
sei eures Lebens heimlicher Sinn!



Gletscher

Albert Rohde



Albert Rohde

DER AUFTRAG

Von Jo Hanns Köster

Herr Plimm hatte einen Auftrag zu vergeben. Herr Plimm war ein kleiner Macher und machte Pfefferminzbonbons. Sein Umsatz betrug jährlich etwa zehntausend Pfefferminzbonbons und als Herr Plimm das erste Hunderttausend erreicht hatte, beschloß er, etwas in Reklame zu stecken und gab drei akademischen Malern den Auftrag, ihm ein künstlerisches Plakat unverbindlich zu entwerfen. Herr Plimm nannte selbst die nötigen Anleitungen. Das Plakat sollte eine Frau darstellen, schlank, jung, blond, blauäugig, die gerade ein Pfefferminzbonbon in den Mund schob. Darunter wünschte Herr Plimm die Schrift: „Plimms Bonbons sind die besten!“ für den besten Entwurf setzte Plimm fünfzig Mark aus.

Nach drei Tagen brachten die Maler die Entwürfe. Jeder hatte vier Entwürfe gezeichnet, völlig ausgeführt, auf bestem Papier. Jeder begrüßte Herrn Plimm hinten und vorn. Herr Plimm betrat die Zeichnungen.

„Nein. Das gefällt mir alles nicht“, sagte er dann.

„Wir ändern es gern. Was gefällt Ihnen nicht?“

„Das kann ich Ihnen nicht so genau sagen! Ich bin ja kein akademischer Maler, Sie müssen doch den Blick dafür haben, Sie haben ja auf Maler gelernt!“

„Sie müssen uns nur sagen, wie Sie es wollen, Herr Plimm!“ Herr Plimm schüttelte den Kopf:

„Das ist nun absolut nicht meine Pflicht, meine Herren! Ich zahle Ihnen mein teures Geld! Fünfzig Mark für so eine kleine Zeichnung! Als ob malen eine Kunst wäre! Sehen Sie sich einmal das Schild da drüben an „Rauchen verboten!“, das habe ich selber gemalt. Ist das ein schönes Schild oder ist das kein schönes Schild, meine Herren?“

„Das ist ein schönes Schild, Herr Plimm.“

„Aber Ihr Plakat ist eine Pazererei, meine Herren“, fuhr Herr Plimm fort, „alle Worte gleich groß geschrieben! Falsch, ganz falsch ist das! Der Firmenname muß herausfallen, Plimm muß doppelte Größe haben, dann weiß man,

welche Bonbons die besten sind. Gabe ich nicht recht, meine Herren?“

„Sie haben recht, Herr Plimm.“

„Und nicht nur das — auch Bonbons muß doppelt so groß geschrieben werden, die Leute müssen ja wissen, was Plimm fabriziert. Plimm allein sagt gar nichts. Plimms Bonbons also doppelt so groß! Und die Worte „die besten!“, muß noch größer sein! Damit jeder weiß, wie Plimms Bonbons sind. Ist es so oder ist es nicht so, meine Herren?“

„Es ist so, Herr Plimm.“

„Alles muß ich Ihnen erst sagen! Und wie sieht die Frau aus? Gintzen nichts, vorn nichts, möchten Sie so eine Frau heiraten? Ich nicht! Also noch ein bißel was drauf, meine Herren, schöpfen Sie aus Ihren Erinnerungen! Und im Hintergrund muß eine schöne Landschaft sein, jeder Mensch sieht heute gern eine schöne Landschaft, da kann meine Fabrik drauf sein, im Vordergrund meine Fabrik, Lastautos mit Pfefferminzrollen, den Briefträger, der die Aufträge kaum mehr schleppen kann — und die Frau im Vor-

dergrund steckt nicht nur ein Bonbon in den Mund, nein, sie nimmt und schiebt gleich eine ganze Handvoll in den Mund, so gut schmecken sie ihr — und dann malen sie vor den Mund ein großes „Ah! Wie lecker!“ — sehen Sie das ein, meine Herren!”

„Wie sehen alles ein, was Sie sagen, Herr Plimm.“

„Und fünfzig Mark gibt es jetzt natürlich auch nicht mehr, nachdem ich ihnen die halbe Arbeit abgenommen habe, jetzt zahle ich nur noch fünfundzwanzig Mark. Sehen Sie, so schnell verdiene ich fünf- undzwanzig Mark! Und warum? Weil ich von allem etwas verstehe. Und jetzt gehen Sie nach Hause und machen mir die Entwürfe noch einmal.“

Die drei akademischen Maler sagten zu allem Ja und Amen. Kunst ist ein schweres Brot und meist trocken dazu. Sie wagten nicht zu widersprechen, sie nickten nur, sie gaben Herrn Plimm in allem recht und erhöhten durch ihre Bescheidenheit Plimms Selbstbewußtsein. Sie ließen sich von ihm beschimpfen und beslegen. Sie machten noch zwanzig Entwürfe, sie ließen sich noch dreißigmal nach Hause schicken, am frühen Morgen oder mitten in der Nacht bestellen, immer aufgeblasener wurde Herr Plimm.

Und nie bekamen sie ihren Auftrag.

Da kam ein anderer zufällig dazu. Eine Weile hörte er sich Plimms Geuze und Gedonner an. Dann trat er zum Tisch.

„Gödensiemal, mein Lieber“, sagte er, „was Sie da erzählen ist großer Quatsch! Ich bin ein bekannter Plakatmaler und werde Ihnen jetzt etwas sagen. Den Auftrag übernehme ich. Nein, erst lassen Sie mich einmal reden! Ich mache Ihnen keine unverbindlichen Probeentwürfe, ich mache das Plakat gleich für und fertig. Das kostet nicht fünfundzwanzig Mark, das kostet nicht fünfzig Mark, das kostet runde zweihundert Mark. Und zwar sofort auf den Tisch bei Bestellung. Sie verstehen einen Dreck von dem Ganzen, das Schild „Rauchen verboten!“, ist ein übler Bockmist und ein großer Herr sind Sie mit Ihren Pfefferminzbonbons noch lange nicht. Ich male Ihnen auch nicht Ihre pudige Fabrik in den Hintergrund, ich male Ihnen keine schöne Frau, ich male Ihnen kein „Ah! Wie lecker!“, ich schreibe auch nicht „Plimms Bonbons sind die besten!“, sondern einfach: „Gebt Kindern keine Bonbons! Zucker verdirbt die Zähne!“ Das können Sie sich dann aufhängen wo sie wollen, Herr! Verstanden?“

Herr Plimm saß ganz verdattert da, Herr Plimm wagte kaum zu atmen. Der Fremde drängte:

„Also! Viel Zeit habe ich nicht. Entweder Ja oder Nein! Aber schnell!“

Da hauchte Herr Plimm:

„Ja — bitte — wenn Sie so liebenswürdig sein wollen —“

Er zahlte dem Fremden die zweihundert Mark auf den Tisch und bedankte sich noch

dreimal. Aber als der Fremde gegangen war, schwoll Herr Plimm wieder an und sagte zu den drei Bescheidenen:

„Sehen Sie, von dem Mann können Sie alle etwas lernen! Der weiß genau, was er will. Der macht keine großen Geschichten, solche Leute brauche ich.“

Warnung

Schönheit, o Schönheit, ich rate dir gut, Die Welt ist so schlecht, sei auf der Hut.

Friedel

Schlecht gezogen

Die kleine Heidi besiegt mit ihren Eltern die Trambahn. Mutti findet mit Heidi Platz im Innern, der Vater bleibt auf der Plattform.

Plötzlich gibt es noch einen freien Platz und Mutti winkt Vater auch hereinzukommen. Dieser schüttelt ablehnend den Kopf.

Da erhebt sich Klein Heidi und wendet sich an die andern Fahrgäste: „Er folgt halt nie!“



Cordier

„Munich ist eine reizende City! O, und wie komisch die Leute angezogen gehen im Fasching!“



Peretz

„Don Antonio ist ein Wüstling! Er hat aus seinen Bräuten bereits das zweite Frauenbataillon für Madrid zusammengestellt. Wenn die meutern, kann er sich gratulieren!“

Die Blutapfelsine

Von Karl G. Göpfel

Leander Pauli gehörte zu jenen Jungen, die im Grunde ihrer Seele schüchtern sind, die aber ein lautes und auffälliges Gebaren an den Tag legen, um ihre innere Zartheit zu verbergen. Wenn zwei Kameraden sich verprügelten, so ließ sich Leander mit dem Sieger trotzig in eine neue Schauerei ein, obwohl ihm jede Art von Prügelei ein Greuel war. Aber er konnte vor sich selbst nicht bestehen, wenn er sich nicht bewies, daß die ihm innewohnende Scheu zu überwinden war. Wenn irgend ein Schulfreund eine Korbheit beging, so vernüthete sich Leander Pauli bestimmt, diese Korbheit zu übertrumpfen, obwohl er jegliche Korbheit tief verabscheute. Er wollte lieber als roh

denn als zartbejaitet gelten. Er wollte stets durch eine ihm nicht entsprechende Kuppelhaftigkeit sein wahres Wesen zu decken. Und diesem wahren Wesen entsprachen viel mehr die Träume, die er träumte, wenn er an schulfreien Nachmittagen einsam und allein durch den heimathlichen Wald schlenderte. Auch gehörte zu seiner Natur, daß er — noch nicht zwölfjährig — über Gott und Religion, über den Ursprung der Welt und der Gesteine, über den Bau des Himmels und den Sinn des Lebens nachgrübelte. Aber er schämte sich dieser seiner wahren Natur. So kam es, daß Leander Pauli im Kufe eines Knaben stand, dem viel zutrauen war und nichts. Man wußte,

daß er gut sein konnte, wenn er wollte, aber auch, daß er — nur zu oft, — nicht wollte. Man verglich ihn mit einem stillen Wasser, das tief gründete, oder auch mit der Unberechenbarkeit eines schwülen Sommertags: Die Sonne steht am Himmel und der Horizont ist klar. Aber schon eine Stunde später bricht ein Wetter aus den urplötzlich heraufgezogenen Wolken, das niemand vorher ahnen konnte. Kurz: Man traute Leander Pauli nicht über den Weg.

Eines Tags brachte Leanders Vater ein paar wunderschöne, kinderkopfgroße Blutapfelsinen mit nach Hause. Er, der in seiner Jugend viele Entbehrungen hatte erdulden müssen, liebte es, seinen Kindern gelegentlich solche Freuden zu bereiten, weil er ja am eigenen Leibe gespürt hatte, wie der Mangel dieser kleinen Freuden schmerzen konnte. Diese Blutapfelsinen sollten zum Nachtisch aufgegessen werden. Als es aber so weit war, stellte es sich heraus, daß eine der Blutapfelsinen fehlte. Der Verdacht, sie weggenommen zu haben, fiel sogleich auf Leander. Und das nicht so ganz ohne Grund. Erstens war Leanders Vorliebe für Früchte dieser Art bekannt. Zweitens hatten sämtliche Familienmitglieder beobachtet, daß Leander die Blutapfelsinen, als sie ausgepackt wurden, mit Blicken verschlungen hatte, die nicht unähnlich waren denen der Katze, ehe sie nach der Maus hascht. Und drittens galt er — wie gesagt — als unberechenbar.

Leanders Vater war sehr gütig, aber auch — sehr streng. Er war immerwährend bemüht, seine Kinder zu ethischen, anständigen, zuverlässigen und beherrschten Menschen zu erziehen. Weil aber diese Eigenschaften nicht so ohne weiteres am Baum ihrer Jugend wuchsen, sondern weil im Gegenteil an diesem Baume eine Menge Untugenden und Unarten wucherten, hielt er es für seine Pflicht, das Amt des Gärtners mit Nachdruck auszuüben. Das Abbanden konnte der Blutapfelsine schloß etliche Delikte in sich, die sein rechtlicher Sinn nicht auf sich beruhen lassen konnte. Die Blutapfelsine gehörte der ganzen familie, insofern das war das unerlaubte Wegnehmen durch ein einzelnes Familienmitglied Diebstahl. Das Motiv zu diesem Diebstahl konnte nur Nachhaftigkeit sein. Nachhaftigkeit aber gehörte in den Bereich jener Unberechenlichkeiten, die bei jungen Menschen, die etwas Tüchtiges im Leben werden sollten, ausgerottet werden mußten. Schließlich kam noch Feigheit und Unmännlichkeit hinzu, weil sich niemand zu der Tat bekannte.

Der Vater Pauli führte seine Sorgen haben Leander nach dem Essen in sein Nebenzimmer und nahm ihn unter vier Augen in ein strenges Verhör. Er sicherte dem Jungen Straffähigkeit zu, wenn er wenigstens jetzt den Muth habe, zu bekennen, Leander, der die Blutapfelsine

nicht weggenommen hatte, bekannte keineswegs im Vollgefühl seiner Unschuld und dazu gehörte unter den gegebenen Umständen zweifellos noch mehr Mut als zu einem Geständnis, denn nunmehr nahm das Verbrechen hochnotpeinliche Formen an, wobei zur Entschuldigung des gestrengherrn Papas zu bemerken ist, daß er — gewohnt durch frühere Erfahrungen — Nicht zu tun vermeinte. Er legte Leander übers Knie, zog ihm die Fersen stramm und brachte dessen Rückenverlängerung mit einem gewissen Stück aus Rohr, der wohl im Leben gegen Jungen eine schmerzliche Rolle spielt, in klatschende Verärgerung. Der Erfolg war, daß Leander nicht nur nicht gestand, sondern auch noch böchtig wurde, was sich darin äußerte, daß er sich stocksteif machte und nicht die leiseste Schmerzensäußerung von sich gab. Eine weitere hochnotpeinliche Befragung erbrachte das gleiche Resultat. Nachdem sich aber diese Züchtigung viermal wiederholt hatte und ein Ende nicht abzusehen war, vermeinte Leander genug starken Charakter bewiesen zu haben. Sein Gehirn stellte unabhängig von seinem Gefühl, das flammende Empörung war, folgende eiskalte Überlegung an: Dein Vater glaubt, du seist der Missetäter. Gut, so laß ihn daran glauben, am Ende ist ja doch nur er der Dumme. Der Geschwetter gibt nach. Und nun gestand Leander etwas ein, was er gar nicht verbrechen hatte, nämlich die Blutapfelsine weggenommen, verpeißt und es aus Mangel an Mut nicht bekannt zu haben. Dieses Eingeständnis hatte zur Folge, daß Leander eine fünfte Tracht Prügel verabsolgt erhielt. Und damit war für Vater Pauli, dem als Züchtiger jeder Streich mit dem Rohrstock fast ebenso weh getan hatte, wie dem Gezüchtigten, und der traurig war, über die Schlüsse, die er in Bezug auf die Geradenheit seines Sohnes zu ziehen gezwungen war, die Sache aus der Welt geschafft.

Nicht so für Leander. Obwohl er äußerlich tat, als ob es das selbstverständlichste von der Welt gewesen sei, daß er die Blutapfelsine weggenommen hatte, und obwohl er sich sogar damit brüstete, fühlte er sich innerlich als Missetäter. Er zweifelte ernsthaft am Sieg der Gerechtigkeit in der Welt im Allgemeinen und an der Güte der väterlichen Erziehungsmethoden im Besonderen. Er wurde mißtrauisch gegen jedermann im Hause und er hielt immer abweisend einen von den Hausgenossen für den wahren Dieb. Er suchte stundenlang die Wohnung ab nach Apfelsinenschalen, um so auf die Spur des wirklichen Täters zu kommen, aber ohne Erfolg. Er schwor dem, der ihn in dieser Patzsch hatte sitzen lassen, furchtbare Rache. Die einzige Verrießigung in all der Qual war ihm der Gedanke, daß sein Vater gelegentlich sein Unrecht einsehen und ihn um Verzeihung bitten müßte.

Und doch kam alles ganz anders, als

er es sich gedacht hatte. Der Nachmittag und der Abend waren vergangen, ohne daß er zum Ziel seiner Bemühungen gekommen wäre. Im Bett vor dem Einschlafen geübte er weiter nach über das ihm widerfahrene Unrecht. Plötzlich ging die Tür zu dem Zimmer auf, in dem er schlief, und herein trat Josefina, das Dienstmädchen. Sie war ein einfaches Mädel vom Lande, das kaum richtig lesen und schreiben konnte und das noch nicht lange im Hause angestellt war. Leander war der Meinung, sie habe vergessen, die Vorhänge zuzuziehen oder sie habe sonst noch eine häusliche Verrichtung im Zimmer

zu erledigen. Statt dessen aber trat Josefina an Leanders Bett und gestand dem Jungen heulend wie ein Schloßhund, daß sie es gewesen sei, die die Blutapfelsine weggenommen habe. Bei ihr zu Hause im Dorf bekomme man nur selten Blutapfelsinen und sie habe noch nie eine solche gegessen gehabt. Wenn sie gewußt hätte, daß es auffallen würde, wenn sie eine wegnähme, würde sie das nie getan haben. Und wenn sie geahnt hätte, welche Folgen ihr Handlungsweise haben würde, dann hätte sie sich eher die Zunge abgebissen, als sich an der Blutapfelsine zu vergreifen. Sie habe an der Tür gelauscht als Leander von seinem Vater ins Bett genommen worden sei. Sie habe nicht den Mut besessen, ins Zimmer treten, und der schrecklichen Szene ein Ende zu machen. Man würde sie frei auf der Stelle aus dem Dienst entlassen, wenn sie gestanden hätte, daß die Diebin gewesen sei. Sie hätte aber den ganzen Tag über keine Ruhe mehr gehabt. Und deshalb sei sie jetzt zu ihm gekommen. Und nun möge er, Leander, machen, was er wolle.

Leander hätte nicht mehr überrascht sein können, wenn der Himmel eingestürzt wäre. So unerwartet traf ihn Josefines Geständnis. Zu Anfang war er versucht gewesen, aus dem Bett zu springen, um seinen Vater herbeizurufen. Doch dann unterließ er es. Noch während Josefina sprach, spielte er, wie sein Groll sich verflüchtete wie Wolken vor der Sonne. Ein nie gekanntes heißes Mitleid mit Josefina, mit sich selbst und mit der ganzen Welt nahm immer mehr und mehr von ihm Besitz. Als Josefina geendet hatte, wußte er bereits nicht mehr, daß er dem, der ihn diese Suppe hatte auslöfeln lassen, bitterste Rache und Saßgefühle zugeschworen hatte. Er tröstete Josefina so gut er konnte, erklärte ihr, daß er sie selbstverständlich nicht verraten würde, und empfand sich selbst als Ritter vom Scheitel bis zur Sohle, als er zum Schluß bemerkte, daß die Sache ja kaum des vielen Aufsehens wert sei. Er habe schon so viele Prügel verdient, die er nicht bekommen hätte, daß es auf die paar, die er nun zufällig einmal unverdienterweise erhalten habe, wirklich nicht ankomme.

Nachdem Josefina unter tausend Dankesbezeugungen und mit der Versicherung, daß er ein Geld sei, gegangen war, schlief Leander glücklich und selbstzufrieden ein. In der Nacht hatte er dann einen schönen Traum. Er schmachtete in einem finsternen, verliesähnlichen, mittelalterlichen Turm. Plötzlich wurde es sehr hell. Eine Schar Engel umschwebte ihn. Sie waren schneeweiß gekleidet und sie hatten Blütenkränze im Haar. Einer der Engel hatte ein Gesicht, das auffällig dem von Josefina gleich. Und dieser Engel sagte klar und deutlich, während eine himmlische Sphärenmusik seine Worte untermalte: „Unrecht leiden ist besser, als Unrecht tun.“





M. Cordier

„Dös mußt a Rindviech sein, daß der ruhig zuaschaug'n ko!"

Oberkellner Lindgren

Eine Geschichte mit Ehrgeiz / Von G. W. Dürkmayer

Die Saison ließ sich gut an. Oberkellner Lindgren vom Hotel Bergström hätte zufrieden sein können. Er war es aber ganz und gar nicht. Lindgren war verliebt. Das war es. In das reizende Fräulein Wilma, Kaltmamsell und Bonfontrolleuse.

Eigentlich ist das Verliebtsein ein glücklicher Zustand. Wenn man aber von dem Gegenstand der Anbetung einen Korb bekommt, dann ist das Unglück fertig.

Und Lindgren bekam eine Abfuhr. „Ein Oberkellner — pah! Melden Sie sich wieder, wenn Sie Hotelbesitzer geworden sind", bekam er zur Antwort.

Oberkellner Lindgren würdigte dieses Verlangen. Er selbst hatte gar nicht die Absicht immer und ewig Kellner zu bleiben. Sein Ehrgeiz hing aber auch nicht daran Hotelier zu spielen. Nein — Lindgren wollte viel höher steigen. Er wollte berühmt werden. Wilmas Korb gab ihm noch größeren Ansporn dieses Ziel zu erreichen. So begann er denn einen Roman zu schreiben. In seinen freien Stunden natürlich.

Tatsächlich, einen richtigen Roman mit allerlei Verwicklungen und aufrührenden Liebeszenen. Als Titel wählte er: „Der Quell des Lebens heißt Liebe!"

In dem Tag, an dem Lindgren sein dichterisches Erzeugnis an einen Verleger in der Hauptstadt abgehandelt hatte, erlaubte er sich einen zweiten Annäherungsversuch an Fräulein Wilma. „Ich habe soeben einen Roman fertiggestellt", jagte er zu ihr in einem Ton, als wäre Romanschreiben für ihn nicht schwieriger als Suppe servieren. „Das Werk ist heute abgegangen."

„Einen Roman? Sie haben einen Roman geschrieben?" Fräulein Wilma legte Ehrfurcht in die Frage. „Da bekommen Sie doch flüchtig viel Geld dafür!"

„Ich hoffe es." Lindgren sagte es mit Zuversicht im Ton, worauf Fräulein Wilma nicht umhin konnte das freundlichste Gesicht aufzusetzen und des Oberkellners Hand „aus Versehen" zu streifen.

Nun, der Roman kam zurück. Lindgren war aufs tiefste verletzt über die Ableh-

nung, aber doch nicht so sehr, daß er vergaß ihn sofort an einen zweiten Verleger abzugeben. Der Erfolg war der gleiche, auch ein dritter und vierter Versuch endete nicht besser.

Von diesem regen Postverwand erzählte Lindgren natürlich nichts seiner Angebeteten. Da mittlerweile immerhin sechs Wochen vergangen waren, wunderte sich Fräulein Wilma stark, daß sie von der Romanangelegenheit nichts mehr zu hören bekam und so sagte sie zu Lindgren eines Tages geradheraus: „Das Geld für den Roman — kommt es bald? Oder haben Sie es am Ende schon?"

„Noch nicht. Aber ich erwarte es täglich." So log Lindgren. In Wirklichkeit hatte er nichts mehr zu hoffen. Die Verzweiflung erfaßte ihn mit aller Macht, ließ ihn sogar seine dienstlichen Pflichten vernachlässigen. Daraufhin Anschauener vom Chef und — da er die öfter von Fräulein Wilma gestellte Frage nach dem Geldingang stets mit Nein beantwortet mußte — auch von dieser Seite respektlose und wegwerfende Behandlung.

Der unbefriedigte Ehrgeiz veranlaßte Lindgren zu törichtem Tun. Er beschäftigte sich mit Selbstmordgedanken. Und eines Abends — er hatte dienstfrei — schwang er sich auf die Brüstung der Mälarbrücke und wollte sich in den Kanal stürzen. Letzte Bedenken ließen ihn auf dem Geländer zögern. Ein herankommendes Auto stoppte kurz, der Insasse am Steuer schien die Situation erfaßt zu haben. Er sprang jedenfalls aus dem Wagen und riß Lindgren energisch von seinem erhöhten Standpunkt herunter. Etwas außer Atem und aufgeregt frag er: „Ein Mann und Selbstmord! — Wie kommen Sie auf solchen Blödsinn?“

Lindgren antwortete nicht gleich. Er war beschämt. Aber dem Mann aus dem Auto gelang es doch durch Zureden den Grund zu erfahren.

„Toller Unfinn“, sagte er, als er sich alles geduldig angehört hatte. „Kann ich den Roman lesen?“

Oberkellner Lindgren bejahte die Frage nur zu gern.

„Gut. Dann bringen Sie ihn mir morgen ins Hotel Vasa. Brandson ist mein Name.“ —

Am andern Tag war Lindgren pünktlich zur Stelle. Brandson empfing ihn auf seinem Zimmer. Als er das umfangreiche Manuskript in der Hand hielt und den Titel gelesen hatte, sagte er: „Großartig! Ich kaufe Ihnen den Roman ab. Sagen wir für zweitausend Kronen.“

Lindgren starrte blöde, sagte dann: „Aber — Sie kennen den Inhalt ja gar nicht!“

„Nicht nötig!“ Brandson lachte breit. „Mir genügt der Titel. Den bezahle ich. Der Quell des Lebens heißt Liebe“ — das ist fabelhaft gesagt. Natürlich mit einer kleinen Änderung. Es wird bei mir heißen: „Der Quell des Lebens heißt — Brandsons Soda!“ Haha, eine feine Reklame. Sie sind doch damit einverstanden?“

Lindgren wäre jetzt wirklich selbstmordreif gewesen, hätte er nein gesagt. So bejahte er schnell und mit Nachdruck, obwohl er diesen Sodawasserfabrikanten für vollkommen übergeschnappt hielt.

Das Geld wurde aber bezahlt. Lindgrens Ehrgeiz war befriedigt, von seiner Verliebtheit war er auch geheilt. Man sah es aus seinem Verhalten förmlich Wilma gegenüber. Als sie ihn wieder spöttisch nach dem Romangeld fragte, gab er zur Antwort: „Das Geld ist angekommen. Im übrigen merken Sie sich, daß ich es nicht liebe, mich mit dem — Küchenpersonal zu unterhalten.“ Mit dieser ungeheuerlichen Verleumdung nahm Lindgren Abschied vom Hotel Vergnügen. Er kaufte sich eine Kneipe und sein Ehrgeiz zielte nur noch dahin, daß er möglichst viel von Brandsons Soda umsetze.

Bescheidenen Anfang

„Haben Sie schon etwas für Ihre Tiroler-Kostüm zum Gebirglertrachten vereinselt?“

„Allerdings — die nackten Knie!“

Kindersegen

„Hausfrau (zu ihrem Dienstmädchen): „Wer war eigentlich der junge Mann, der dich gestern abend besuchte, Anni?“

„Es war mein Bruder, gnädige Frau!“

„Aber Anni, das ist nun der siebente, von welchem du behauptest, daß er dein Bruder sei“, ruft die Frau entrüstet.

„Aber, gnädige Frau“, bemerkt Anni, „es ist ja bekannt, daß arme Leute den größten Kindersegen haben.“

J. S.

Orthographie

Meine Frau hat eine kleine Almgaststätte. Dort kommen die nettesten Leute aus Årbling und Kosenheim zusammen und da meine Frau nicht alles allein bewältigen konnte, nahm sie sich für den Sommer eine Kellnerin, namens Therese aus Kuhpolding zur Aushilfe.

Kürzlich fielen mir einmal die Bohnen in die Hände, die Theres in der Küche abgegeben hatte.

„Aber, Theres!“, ich lachte und zeigte ihr so einen Zettel, „wie können Sie denn Butterbrot mit einem t schreiben? Butterbrot schreibt man doch mit zwei t in der Mitte —“

Theres erwiderte seelenruhig: „Ja mei — wenn ma alles ausschreiben wollt!“

Rösler



„Schade, daß die Irmgard immer in Begleitung ihrer alten Tanten ist.“
„Sie schwärmt eben noch für kollektive Sicherheit!“

Rolf Winkler

MORGENMOND

EIN MÜNCHENER KÜNSTLER-ROMAN VON JOHANNA BIRNBAUM

Bisheriger Inhalt: Barbara Büchner, Studentin der Philosophie, führt die Stadt ihrer Studien und ihrer Sehnsucht, München, entgegen. Dort hat sie bald Freundschaft geschlossen mit dem Bildhauer Florian Seidl, einem Kunststifter, der dem Glasopalstreifen des Jahres 1927 recht unheimlich gegenübersteht. Barbara wohnt in ihrer Zimmerei in der Nähe. Gisela, ihre Schwester, ist dem Theater zugefallen und studiert bis in die Nacht ein Altes-Lesebuch.

5. Fortsetzung.

Am nächsten Tag konnte sie die Zeit nicht abwarten, bis die Schule aus war und sie dabei die Gedanken und Landschaften, die ihr vor-schwebten, mit Pinsel und Farbe auf dem Papier festhielt.

Der Nachmittag verlief wie alle andern. Um vier fand sich die Familie am Kaffeetisch ein. Neben Barbaras Teller lag ein Brief von Florian. Als sie in die Zimmerei hineingefahren war, hatten sie gar nicht Absicht voneinander genommen. Zwei Wochen lang war sie ohne Nachricht von ihm. Er war plötzlich verschwunden gewesen, als habe ihn der Erdboden geschluckt. In der Angst ihres Herzens hatte sie versucht, über seinen Verbleib etwas zu erfahren; aber umsonst; er war spurlos verschwunden. So waren Barbaras Gedanken von Unruhe gequält, bis der Brief sie erlöste.

Frau Büchners Blick ging über den Rand der Zeitung zu ihrer Ältesten hinüber. Sie bemerkte, wie langsam ein feines Rot in Barbaras Wangen stieg, ein Lächeln sich um ihren Mund legte.

Es ist ein seltsam schmerzliches Empfinden im Herzen einer Mutter, wenn sie die Liebe eines Kindes zum ersten Mal mit einem fremden Menschen teilen muß. Freude über das Glück ihres Kindes mischt sich mit der Angst, es ihrer Obhut entgleiten zu sehen. Hier kam dazu: sie hatte das Gefühl, es war von Seiten des Mannes eine fordernde Liebe, keine Zärtlichkeit. Und wie leicht schleicht sich das alte Vorurteil gegen einen Künstler auch bei der großzügigsten Natur ein, sobald das eigene Kind im Spiele ist! „Ich muß mit Barbara sprechen“, nahm sie sich vor, „und je eher, desto besser; aber es muß mit Vorzicht geschehen.“

Schon am selben Abend ergab sich die Gelegenheit. Nachdem Papa Büchner wie gewöhnlich gegen zehn Uhr verkündigte:

„Da, Kinder, es ist Zeit — gute Nacht! Geht nur auch bald schlafen!“ und ihnen liebevoll zugenickt hatte, ging Herta mit ihren Kindern in Giselas Zimmer, wo sie oft noch bis gegen Mitternacht erzählten oder lasen.

Gisela stellte ihr Bühnenbild für die Kerkerszene des letzten Aktes in „Aida“ auf. Klavier.

„Den Gang zum Theater habe ich von dir, Herta“, lächelte sie ihr zärtlich zu. Sie bewunderte ihre Mutter. Auf der weiten Welt gab es für sie keine schönere Frauengestalt als ihre eigene Mutter.

„Warum hat man dich nicht für die Oper ausbilden lassen? Mit deiner Stimme!“ Gisela setzte sich, lang wie sie war, auf ihrer Mutter Schoß und umarmte sie.

„Kinder, an so etwas konnte ich doch nicht denken!“ Frau Büchner blinzelte nachdenklich vor sich hin. „Ich möchte wissen, daß ich möglichst bald auf eigenen Füßen stand oder unter die Haube kam.“

„Aber natürlich, Gisela, wo Großmutter doch schon mit siebenundzwanzig Jahren Witwe war und fünf Kinder mit ihrer Hände Arbeit durchbringen mußte!“, fügte Barbara hinzu.

„Ach, als Mutter aus der Schule kam, hatte Opa Bernd längst eine gute Stellung; er hätte die Ausbildung doch ermöglichen können!“ Schweigen folgte Giselas Worten.

Man hörte, wie Frau Büchner tief atmete. Dann, als ob sie einen Entschluß gefaßt hätte, sprach sie rasch mit einer Stimme, der die Kinder die Erregung anmerkten:

„So einfach war das nun doch nicht! Freilich, lange genug haben meine Geschwister für mich geforgt. Ich war ein Nachkömmling.

Viele Jahre jünger als die andern. Ja — einmal müßt Ihr es ja doch wissen!“, fuhr sie zögernd fort, „ich bin nur ihre Halbschwester. Als ich zur Welt kam, war ihr Vater schon lange tot, im Vergewalt verstorben. Unser Häuschen lag in der Nähe eines großen Parks, in dem ein Herrenhaus stand. Darin wohnte der Direktor des Bergwerks. Er war Junggeselle. Eure Großmutter bezog eine überaus lärgliche Miete, so daß sie, um ihre Kinder zu verpflegen, für fremde Leute kochte und nähte. Sie war jung und schön. Nun, so kam es —.“

Barbara blinzelte nachdenklich vor sich hin. Gisela streichelte die Hand ihrer Mutter.

„Als ich acht Jahre alt war“, fuhr Frau Büchner fort, einen bitteren Ton in der Stimme, während ihre Gedanken in ihre frühesten Kindheit zurückschweiften, „nach ganz unerwartet mein Vater während einer Reise, ohne ein Testament zu hinterlassen, Großmutter hatte ihn vor Gericht nicht als Vater angegeben. Sein großer Besitz fiel an entfernte Verwandte. Mein Vater — sagte ich — im Grunde genommen, habe ich nie einen gehabt. Er gab meiner Mutter Geld. Um mich kümmern er sich nicht.“

Ich hatte einen weiten Schulweg. Im Winter war es stockdunkel, wenn ich aus dem Hause ging. Die Laternen brannten noch. In den Straßen war der Schnee nicht fortgeschauelt. Ein eisiger Wind wehte auf der Landstraße. Einmal konnte ich nicht weiter und blieb, halb betäubt vor Kälte, stehen, um auf größere Schulkinder zu warten. Da kam die Drohkose des Direktors vorbei. Der Kutscher hielt, und eine Stimme aus dem Wagen rief mir zu, ich könnte ein Stud nufsuchen. Ängstlich kletterte ich hinein und drückte mich verkrüppelt in eine Ecke. Ein eleganter Herr, in warmen Pelz gekleidet, sah mir gegenüber. Ich ahnte nicht, daß ich meinen Vater vor mir hatte.

Nun, wie es mir weiter ergangen ist, wißt Ihr ja. — Daß Ihr Großmutter gegenüber Euch nie etwas davon merken laßt, ist wohl selbstverständlich“, fügte sie nach einer Weile wie bittend hinzu.

„Mir werden sie desto lieber haben“, versicherte Barbara leise, „sie hat kein leichtes Leben hinter sich.“

„Ja, und Ihr müßt bedenken, sollte eine von euch, Kinder, nicht den geraden Weg gehen, es fiele immer auf meine Seite zurück. Es würde den Mafel vergrößern. Um meiner Mutter willen wäre es mir ein großer Schmerz.“

Eine unausgesprochene Forderung lag in diesen Worten.

Barbaras Blick fiel auf die Maria, die in breitem Silberrahmen über Giselas Bett hing. Im Gesichtsschnitt, in den Zügen war sie wie so viele Frauengestalten, die ihre Schwester schuf, an die Mutter angelehnt, deren Schönheit ihr Vorbild war. Die Auffassung der Maria war Barbara gewagt erschienen. Es war nicht die einfache Frau aus dem Volke in Verblüffung und Demut; nein, die feinen Züge offenbarten eine komplizierte Frauenseele: schmerzliche Weltverachtung, wissend und vergeistlicht, demütig wohl, aber nur vor Gott, oder Stolz der Mittelwelt gegenüber. Ja, so war ihre Mutter! Wie wunderbar hatte sich Gisela in ihre Seele vertieft!

Herta Büchner gehörte zu jenen Frauen, die in einem engen Milieu leben, das aber nicht wie eine Selbstverständlichkeit ertragen oder in ihm sich sogar wohlfühlen; nicht zu jenen, die ihre Freuden und Schmerzen erleben, ohne daß ihnen jemals der Gedanke kommt, es könnte auch anders sein. Sie tat ihre Pflicht im Haushalt, wenn sie auch nicht mit großer Lust an die Arbeit ging; es geschah vielmehr in einer Weise, als ob das Schicksal ihr aus Versehen für eine kurze Zeit diese ihrer unwürdigen Rolle erteilt hätte. Eines Tages würde sie ihr wahres Dasein beginnen, in dem ihre Kräfte und Talente sich entfalten könnten.

Aber die Jahre vergingen. Die Zeiten waren bewegt: Weltkrieg, Revolution. Staatssysteme wechselten, die sozialen Verhältnisse änderten sich; nur ihr Leben blieb immer das gleiche. Es ging ihr wie so vielen: die rasche Folge der Geschehnisse um sie herum nahm die

Gedanken der Menschen gefangen, daß sie ihr Einzelschicksal über dem Ringen der Völker vergahen.

So lebte sie zwischen den Zeiten.

Als die Jugend verging, der Sommer des Lebens kam, fing sie an, die Sehnsucht, die einst ihr eigenes Herz bewegt hatte, in ihre Kinder hineinzu legen.

„Warum diese Erzählung heute abend?“, dachte Barbara, als sie allein auf ihrem Zimmer war und Florians Brief noch einmal hervorholte. Schatten der Vergangenheit, von denen sie bislang nichts wußte! So viele hatte also ein Anrecht darauf, daß man bei allem Tun und Lassen Rücksicht nahm! Jeder lebte sein eigenes Leben, so gänzlich verschieden von dem des anderen und unter ganz anderen Umständen. Merkwürdig — und doch sind wir durch geheime Bindungen mit unseren Angehörigen und unseren Vorfahren verkettenet. Wie die Eltern und Ahnen uns äußere Ähnlichkeit geben, so vererben sie uns auch ihre Sehnsüchte, ihre Neigungen, ihre Sünden, ihre Reue und ihre Läuterung.

Eigentümlich schien es Barbara auch, daß vor vierzig Jahren ihre Großmutter mit jenem Fremden eine Reise, wahrscheinlich die einzige in ihrem Leben, in die bayerischen Berge gemacht hatte und sie in Mönchen Aufenthalt hatten. Das war eine von den wenigen Tatsachen, die ihre Mutter ihnen übermitteln konnte. Ob die beiden dort glückliche Zeiten verbracht hatten? Ob es eine Liebe gewesen war? Barbara hatte es immer als seltsam empfunden, daß sie sich in Mönchen von Anfang an so heimlich gefühlt hatte, daß ihr alles so vertraut erschienen war, als sie zum ersten Mal durch die Straßen fuhr. War die Liebe zu dieser Stadt vererbt? — Sonderbar fremd war ihr dort zumute. Es war, als ob Mönchen ihre besten Gefühle und Empfindungen wahrrief; wenn sie in seinen Mauern weilte, füllte ihre Seele sich mit Andacht und war der Schönheit weit geöffnet.

Einen Mangel auslöschen, nicht ihn verschlimmern, das hatte ihre Mutter wohl gemeint!

Florians Brief kam aus Leopoldingen, einem Ort in der Nähe seines Heimatdorfes. Jetzt arbeitete er auf dem Landhof des Kommerzienrats Westhagen von den Hennie-Werken. Auf einem Morgenritt durch den Wald war er Westhagen begegnet, und sie waren ins Gespräch gekommen. Florian hatte sich schon als Kind für das alte Herrenhaus interessiert, das einst dem Fürsten von S... als Sommerhause gedient hatte, und Westhagen lud ihn ein, sich das Innere des Hauses anzusehen.

Die Türbetrünnungen in der Halle wären arg vom Zahn der Zeit angegriffen, ebenso bedürfte die eine oder andere der Heldegestalten auf dem Dachgarten einer sachmännlichen Ausbesserung; ob Florian nicht ein paar Wochen sein Gast sein wollte? Florian nahm an. Fast die ganze Ferienzeit lag noch vor ihm.

Ein kleines Juwel süddeutschen Barocks war der schöne Bau, dessen Vorderfront durch hohe Fenster und Arkaden unterbrochen wurde. Durch den Park, in dem Baumgruppen mit Weiden wuchsen, gingen sie auf die breite Freitreppe zu. Im Innern gelangte man nicht gleich in ein Treppenhaus, sondern in eine weite Halle. Von hier aus führten vier gewaltige Flügeltüren und mehrere schmale Durchgänge in die hinteren Räume und zu den Aufgängen. Die Portale trugen bemerkenswerte Betrünnungen, die den Saal festlich belebten. Die fast lebensgroßen Figuren stellten die vier Stufen des menschlichen Daseins dar.

Florians Erholungszeit sollte nicht von langer Dauer sein. Dafür sorgte schon sein hitziges Temperament.

Der August ging zu Ende. An einem heissen Tage arbeitete Florian auf dem Balkon, der auf der Säulenhalle des Seitenflügels ruht. Ein beträchtlicher Teil der mythologischen Götterwelt Griechenlands war hier versammelt; aber er hatte es gewagt, vor diesen erhabenen Gestalten in der Vasebörse zu erscheinen.

Der warme Schein der Sonne, die gute Laune, die Schönheit der Umgebung und nicht zuletzt die Freude an der Arbeit versetzten ihn in die heiterste Laune, die er sich selbst durch die Anordnungen der „Frau Kommerzienrat“ nicht verderben ließ, denen zufolge er seine Mahlzeiten am Tisch des Personals einnehmen mußte.

Aber nach einigen Tagen fand sie ihn originell und wichtig und wollte auch heute noch vor der Besuchezeit ein paar Worte mit ihm wechseln. Sie trug ein nach der damaligen Mode recht kurzes, aber kostbares Seidenkleid, und um die Schulter lag — ungeachtet der Hitze der Nachmittagsstunden — ein breiter, heller Pelz. Lächelnd öffnete sie die schmale Tür, die zum Dachgarten führte, prallte aber entsetzt zurück:

„Ja, mein Herr, — in meinem Haus —“, sie verärgerte sich beim Anblick des Licht, Lust und Sonne badenden Florian und suchte halt an der Säule mit dem Herkules. „Meine Gäste werden gleich versahren, in wenigen Minuten sind sie da“, murmelte sie, sobald sie weitere Worte fähig war, fast bittend und beschwörend.

Verärgert blinnte Florian von der Leiter auf sie herab: „Warum kommen Sie denn hierherauf?“

Jetzt hob sie ihr Verlangen, als wolle sie sich überzeugen, ob es Wirklichkeit oder ein Traum war, der sie da narrete, und machte einen Schritt auf ihn zu:

„Habe ich Sie herbeigeholt?“, fuhr Florian ärgerlich fort, dem die Sache anfangs, zu bunt zu werden. „Überhaupt lege ich während meiner Arbeit keinen Wert auf Damenbesuch. Und wenn ich arbeite, geh ich umher, wie ich will, verleben Sie? Hier ist mein Arbeitsplatz und kein Salon! Und wen's geniert, mich so zu sehen, wie ich hier bin, der mag ruhig wegbleiben.“

„Unverschämter Kerl!“, riefte sie deutlich vernehmbar.

Nach Feierabend sah Florian über einem Relieftentwurf auf seinem Zimmer, als Westhagen unbefangen bei ihm eintrat und ihm die Hand bot:

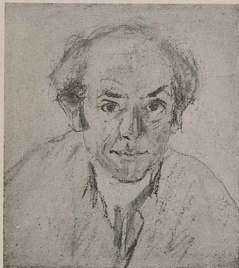
„Darf man schauen?“

„Sie hat es verzeihen zu schweigen“, dachte Florian mit einem Blick in den Park, wo Frau Westhagen mit ihren Freundinnen noch beim Tee saß.

„Nordische Gestalten — einzig dastehend! Nordisch-germanisch! Wenn man erst vom Rastepunkt aus Kunststrich betreiben will, sind Sie der gemachte Mann, Seidl!“

„Auf Stiernaden und Negerlippen habe ich gewiß keinen Appetit!“ „Recht so! Das fremde Geistesgut darf bei uns nicht allzufrüh überhandnehmen. Der alte Geist muß wieder aufsteigen! Darauf könnten wir eigentlich ein Glas zusammen trinken, wie? Leiten Sie mir drüben ein biskchen Gesellschaft! Bei den Damen bin ich jetzt doch überflüssig, und zum Arbeiten hat man bei der Hitze keine Lust.“

(Fortsetzung folgt.)



Selbstbildnis Henrik Moor



Nachfolgende Geschäfte und Gaststätten freuen sich auf Ihren Besuch



Löwenbräukeller Stiglmayerplatz
bekannt durch die berühmten Militär-Konzerte

Groß-Konditorei CAFÉ MACH
Rosenstraße 11

Café Luitpold
Nachmittags u. abends Konzert



Café Perzel am Marienpl.
Bekannt gute Küche alle Tageszeiten

Café Orlando di Lasso am Platzl
nachm. Konzert Täglich abends Tanz

Café am Dom
Kaufingerstraße

Hotel Stadt Wien am Hauptbhf.
Führende deutsche Kaffeehaus-Kapellen spielen täglich nachmittags und abends

Café Residenz
Konditorei-Café • Sonnenstraße 4

Besucht die Vorstellungen der
„DACHAUER“ im „PLATZL“
gegenüber dem Hofbräuhaus

*Gut versorgt
sind Sie im
gemütlichen
Vier Jahreszeiten-
Keller*

Vorzüglich und preiswert
speisen Sie in **GEISEL'S** neuen
EXCELSIOR GASTSTÄTTEN
Auswahlreiche Menus zu RM 1.50 / Löwenbräu-Biere vom Faß

Weinhaus Birk, Kaufingerstr. 33
la Küche von früh bis abends
STIMMUNG - SCHRAMMELTRIO

Münchener Kunstschulen

SCHULE FÜR DIE KUNST
von Adolf Schleicher in Icking/Isartal
mit Lehrstätte München, **Odeonsplatz 2**
staatl. anerkt. / Allgem. Kunstverziehung

Münchener Lehrwerkstätten
Modellzeichnen, Gebrauchsgraphik,
Zeichnen, Malen, Abstrakt 17-18 Uhr
Hohenzollernstr. 21, Fernruf 30149

Klischees liefert
für Reklamazwecke Münchener
Klischee-Anstalt
Kanalstr. 3 / Tel. 27667

Qualitätsdrucke
Graph. Kunstanstalt W. Schütz
München, Herrnstr. 8-10, Tel. 20763

Markensammler
erb. inter. Nachr.
kostenlos
Markenmayer
München, Baselerstr. 49

HEINLOTH & Co KDT.
GES.
MÜNCHEN 2 N.W. • ARNULFSTR. 26.
FERNSPR. 52547 **KLISCHEE**

A.: „Die ersten Mietsdroschken in Deutschland kamen im Jahre 1739 in Berlin auf. Der Volksmund nannte sie Rippenbrecher.“

B.: „Die ersten Getären in Griechenland erschienen in Athen im Zeitalter des Perikles. Der Volksmund nannte sie Volksempfänger.“

Auktionator Müller (bei einem festlichen die Verlobung seiner Tochter bekannt gebend): „Sehr geehrte Herrschaften, ich habe die Ehre, Ihnen bekannt zu geben, daß sich heute meine Tochter Erika mit Herrn Angler verlobt hat — zum ersten, zum zweiten und zum dritten und letzten Male.“
f. S.

Bezieher-Werber
oder
Werberin

an allen Plätzen
bei gutem Verdienst
gesucht.

Verlag der „Jugend“
München 26

Trinkt mit Rügen-
und
KAFFEE HAG

Kleine Geschichten von großen Technikern

Von Hermann Ulbrich-Gannibal

Die Schiffahrtsinteressenten in Bristol hatten jahrelang die Gasenbehörde beunruhigt, die Docks erweitern zu lassen. Aber immer vergebens.

Da fasste Isambard Kingdom Brunel, der Vorkämpfer für gigantische und phantastische Ausmaße in der Technik und der Sohn des Fühnen Erbauers des Themsenunnels, den Entschluß, Abhilfe zu schaffen. Er war mit seinem Ruhm, in der „Great Western“ die größte Eisenbahn geschaffen zu haben, nicht zufrieden und wollte auch noch das größte Schiff der Welt erbauen. Er ließ daher in einem Dock in Bristol den Dampfer „Great Western“ entstehen.

Eines Tages schickte er einige Ingenieure zur Kontrollierung verschiedener Ausmaße des Schiffes in das Dock. Die Ingenieure entdeckten dabei zu ihrem großen Schreck, daß das fast fertige Schiff für das Heraus-schwimmen durch die Docks zu groß war. Sie wagten zuerst kaum, den großen Techniker davon zu unterrichten, mußten sich aber doch schließlich aufraffen und Mitteilung davon machen.

Brunel hörte sich die Nachricht mit einem fardonischen Lächeln an, trat dann vor seine Ingenieure und sagte: „Und Ihre kleinen Tieren, glaubt wirklich, mir da eine Neugierde zu erzählen? So wist denn und schweigt darüber, daß seit Jahren die ganze Schiffahrt von Bristol den Perücken der Gasenbehörden wegen Erweiterung der Docks in den Ohren liegt. Ich gebe euch mein Wort, daß man sie jetzt breiter machen wird, denn man wird mein Schiff nicht dahinter verkaufen lassen!“

Die Ingenieure waren über dieses Gewaltmittel zur Befestigung der beherrschenden schwerfälligen Widerstände gegen die technischen Notwendigkeiten verblüfft. Sie konnten sich aber bald davon überzeugen, daß die Docks zur Herauslassung des größten Dampfers der Welt sehr schnell breitere Tore erhielten.

Als der große Ingenieur Robert Stephenson die Britanniabridge über den Menai-Kanal erbaute, war man überall gespannt, wie er die zwanzigtausend Zentner schweren Eisenbüden zu heben und von dem Ufer, wo sie zusammengelagert worden waren, an ihre Stellen zwischen die Brückenpfeiler zu transportieren gedachte. Denn es waren vorher in der Technik noch nie solche Aufgaben zu lösen gewesen.

Schließlich fragte ihn jemand danach. Stephenson steckte eine Hand in die Tasche, lächelte geheimnisvoll und sagte: „Ich denke mir dazu den Mond als Handlanger

zu engagieren.“ Damit wurde die Angelegenheit noch rätselhafter.

Als die Riesenrohre dann benötigt wurden, ließ Stephenson während der Ebbe Pontons unter sie bringen, ließ die Pontons mit den Köhren von der Flut heben und sie mit der Strömung der Flut zwischen die Brückenpfeiler bringen.

Er hatte sich in der Tat den Mond als Helfer geholt — da die Anziehungskraft des Mondes ja Ebbe und Flut bewirkt — und seitdem hat der Mond bei vielen großen Brückenbauten Handlanger spielen müssen.

Als Samuel Clegg zur Einführung der Gasbeleuchtung einen Gasometer hatte erbauen lassen und mit dem „Lichtverkauf“ beginnen wollte, machten einige Gelehrte den Magistrat von London darauf aufmerksam, daß der Gasometer voll Gas gefährlicher sei als wenn er Schiefpfeiler enthielte und daß das Gas durch das kleinste Loch in der Blechwand Feuer fange und eine große Explosion verursachen könne.

Daraufhin wurde Clegg verboten, auch nur eine einzige Flamme anzuzünden.

Er wollte aber nicht sein Schaffen auf diese Weise beenden sehen. Er lud die Gelehrten und die Magistratspersonen zu einem Frühstück ein und führte sie anschließend durch sein Werk. Als seine Gäste alle im Gasometerhaushaus versammelt waren, ließ er die Türen schließen, ergriff eine Spitzart und schlug ein fußlanges

Loch in die Gasometerwand. Dann zündete er den austretenden starken Gasstrahl an. Die Flammen schlugen bis gegen das Dach. Die Zuschauer schrien und wollten flüchten. Aber Clegg ließ nicht eher die Türen öffnen, als bis der Gasometer leer gebrannt und zusammengeklungen war.

Er hatte die Herren auf Kosten ihrer Nerven davon überzeugt, daß nicht „der kleinste Funke“ durch das kleinste Loch einen Gasometer in die Luft zu sprengen vermag.

Ein Jahr später brannten die ersten Gaslampen in den Straßen Londons.

Als George Pullman den ihm vor-schwebenden Schlafwagen erbauen wollte, kümmerte er sich nicht um die Eisenbahnverhältnisse, sondern gestaltete den Wagen gerade so, wie er es dachte.

Er baute seinen Schlafwagen länger, breiter und höher als die Eisenbahnwagen bisher waren und kümmerte sich auch nicht darum, daß dieser Wagen, den er den „Pionier“ nannte, fünfmal soviel kostete, als der beste Eisenbahnwagen jemals gekostet hatte.

Die Eisenbahnfachleute betrachteten sich interessiert seinen Schlafwagen, sagten Pullman dann aber lächelnd und herablassend, daß sein Wagen zu breit für die Bahnsteige und zu hoch für die Brücken sei.

Darauf hatte der kleine Mechaniker gerade gewartet. Er sagte ihnen ganz dreist: „Dann ändert die Bahnsteige und die Brücken.“

Einige Monate später waren die Bahnsteige und Brücken auf einer Strecke so abgeändert, daß der „Pionier“ seine erste Fahrt ausführen konnte.

Hauber



„Schau mal, Eugenie, hier betrügt das Urtierchen seine Frau mit einem Staphylokokkus.“

Der Angeber



Maçon

„Schad, daß der Hirndobler sei schwarzes Nummerntaferl wieder wegtun muß.“
„Jetzt wird er halt nachher hinschreiben: »Noch plombiert.«.“